





**Vom Balkan.**

**Wirtschaftliche Blockade Griechenlands.**

London, 21. November. (R.-V.) Den Blättern wird aus Athen gemeldet: Die britische Gesandtschaft stellte mit, daß die Entente-mächte die wirtschaftliche und kommerzielle Blockade Griechenlands beschlossen haben.

**Ritcheuer vor Salonik.**

Salonik, 21. November. (R.-V.) Ritcheuer traf hier aus Mudros ein und hatte eine Besprechung mit den englischen Generälen. Er reiste wieder ab, ohne ans Land gegangen zu sein.

**Ritcheuer in Audienz beim König von Griechenland.**

Athen, 21. November. (R.-V.) Ritcheuer kam hier an und wurde in Begleitung des britischen Gesandten in einer einstündigen Audienz empfangen. Später besuchte er Skuludis. Abends reist Ritcheuer ab.

**Kleine Nachrichten.**

Die „Daily Mail“ meldet aus London: Im Oberhause erklärte Lord Desborough, daß bis jetzt 309.000 Freiwillige sich angemeldet hätten. (Von welchem Zeitpunkt ab? D. Reb.) — Bei der Einberufung des Landsturmes zweiten Aufgebotes werden in Petersburg auch die bisher befreiten Rekruten zur Dienstleistung mit der Waffe herangezogen werden. — Das polnische Komitee in Moskau begann mit Erlaubnis des Militärgouverneurs seine Sitzungen. Die Regierung wies 30.000 Rubel zur Unterstützung über Rußland zerstreuter polnischer Studenten an und 384.000 Rubel für die polnischen Hilfskomitees in Petersburg, Moskau und Kiew. — Wie die „Daily Mail“ aus Newyork meldet, habe die amerikanische Post den Versuch von Deutschamerikanern, kleine Pakete Nahrungsmittel nach Deutschland zu schicken, verhindert. Die Paketpost zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland sei infolge der Weigerung der Seifensalzfertigungsgesellschaften, Pakete anzunehmen, eingestellt worden. — Aus Brescia erfährt die „Stampa“, daß einer der österreichischen Flieger mit allen seinen Bomben militärische Anlagen in Brescia getroffen habe. Eine Bombe sei in der Nähe des Wessens niedergefallen und habe mehrere Soldaten getötet, eine andere sei in der Nähe des Gasometers und eine dritte auf die Waffenfabrik Tempini gefallen. — Nach der „Deutschen Tageszeitung“ hat die deutsche Gesandtschaft die rumänische Regierung davon verständigt, die noch vor Kriegsausbruch in Deutschland bestellten 64 Lokomotiven könnten nunmehr abgeliefert werden. — Havas meldet: Rumänien hat beschlossen, jeden Verkehr mit Bulgarien zu unterbrechen. — Nach dem Inkrafttreten des Alkoholverbotes in Rußland blieben der Monopolverwaltung größere Branntweinvorräte übrig. Der Finanzminister beantragte nun dem Ministerrat, die Ausfuhr größerer Bestände nach den verbündeten Ländern, die an einem Mangel an Spiritus zu leiden haben, zu bewilligen. — Das japanische Gericht hat den Prozeß der Insurgenten, die auf der Insel Formosa einen Aufstand vorbereitet, abgeschlossen. Von den 1413 Angeklagten sind 903 zur Todesstrafe verurteilt worden. Nur 75 Angeklagte wurden für unschuldig erklärt und befreit. — Reuter meldet aus Newyork, daß nach einer Erklärung von W. A. Thoma, dem Vertreter des Munitionsministeriums, in den Vereinigten Staaten und in Kanada allein für ungefähr 100 Millionen Pfund Kriegsmaterial und Munition bestellt worden sei.

**Armee und Marine.**

**Hafenadmiralats-Tagesbefehl Nr. 325.**

Marineoberinspektion: Korvettenkapitän Schwarz.  
Garnisonsinspektion: Hauptmann Ebler v. Pöppel.  
Verzückte Inspektion auf S. M. S. „Bellona“:  
Linienschiffsarzt d. R. Dr. Kremer; im Marinehospital:  
Marinestabsarzt d. R. Dr. Rullch.

**Vom Tage.**

Decorierung. Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Franz Salvator, Generalinspektor der freiwilligen Sanitätspflege, hat den Damen Kontreadmiralswitwe Hedwig Fath, Vizeadmiralsgattin Irma Löffler, Schiffslieutenantsgattinnen Gertrude Groß und Alice v. Manner, Marinekommissärsgattin Marie v. Straub-Homa, die seit dem Kriegsbeginn als freiwillige Pflegerinnen des Roten Kreuzes tätig sind, die silberne Ehrenmedaille vom Roten Kreuz mit der Kriegsdekoration verliehen. Die feierliche Decorierung fand gestern im Marinehospital und im Festungsspital I statt. Als Vertreterin des Vereines vom Roten Kreuz erschien Eggelensz Frau Helene v. Chmelarz und bestete das Ehrenzeichen an die Brust der freiwilligen Pflegerinnen.

Verleihung von Ehrenmedaillen vom Roten Kreuz. Seine k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Protektorstellvertreter des Roten Kreuzes an der österreichisch-ungarischen Monarchie, General der Kavallerie Erzherzog

Franz Salvator, geruhten in dem Höchsthim von Allerhöchster Stelle übertragenen Wirkungskreis zu verleihen in Anerkennung besonderer Verdienste um die militärische Sanitätspflege im Kriege, tafrei die silberne Ehrenmedaille vom Roten Kreuz mit der Kriegsdekoration den Schwestern der Kongregation der „Töchter des göttlichen Heilandes“ Annemarie Brünner (Hildegundis), Marie Fellingner (Leandra), Marie Pflzer (Vibiana) und Dorothea Fick (Veniigna); die bronzene Ehrenmedaille vom Roten Kreuz mit der Kriegsdekoration den Schwestern derselben Kongregation: Moissa Leitner (Luitgarbis), Marie Dittrich (Suiberta), Anna Grünm (Magima), Katarina Engl (Reinolda), Marie Pflster (Hummilitas), Emilie Meyer (Dominata), Marie Wild (Luzia), Marie Spahn (Adela), Katharina Höchbauer (Miofia), Agnes Klops (Eucharis), Leocadia Puchalla, Monika Wegger (Britonia), Theresia Traubel (Raimunda), Katharina Braml (Sibylla), Margarete Wegger (Verolda), Magdalene Dellenweiz (Germana) und Marie Gyuris (Gallida); sämtliche in Verwendung beim Marinehospital und dessen Dependenz in Pola.

Das Gedenkblatt der Reichsammlung „Gold gab ich für Eisen“. Wie bekannt, hat sich die Leitung der Reichsammlung „Gold gab ich für Eisen“ entschlossen, der Bedeutung, welche die Goldsteuer für unsere Gelbrüstung besitzt, fortan durch Ausgabe eines Gedenkblattes Rechnung zu tragen. Das fein abgetönte Blatt, welches mit vier Drucken hergestellt ist, zeigt als Mittelstück einen mächtigen Doppelaar. Von einem Lorbeergerinde umrankt, versinnbildlicht derselbe in künstlerisch wirksamer Weise unser Vaterland, das von überwältigender innerer Kraft den großen Kampf sieghaft zu bestehen weiß. Das Blatt beurkundet zugleich auch, daß dessen Besitzer Gold fürs Vaterland hingab und damit, obwohl nicht waffenfähig, doch auch Anteil hat an dessen Sieg. Das Kunstblatt, eine dauernde eindrucksvolle Erinnerung an unsere große Zeit, heißt eine Veltener von Goldgerät im Rohgewicht von mindestens zehn Gramm oder von Goldgeld, Gemeinden und Schulen, welche der Sammlung eine angemessene Goldsteuer zuführen, erhalten das Blatt in vierfacher Vergrößerung. Das Gedenkblatt wird ausschließlich am Sitz der Leitung der Sammlung, Wien, 1. Bez., Bäckertstraße 3, 1. Stock, ausgegeben.

Zu der Behandlung von Kriegsgefangenen. Nach den Bestimmungen der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges in der österreichisch-ungarischen Monarchie unterstehen die Kriegsgefangenen den Gesetzen, Vorschriften und Befehlen, die in der Armee des Staates gelten, in dessen Gewalt sie sich befinden. Jede Unbotmäßigkeit kann mit der erforderlichen Strenge geahndet werden. Auf die unter die Obhut von Truppen oder Kommandos der bewaffneten Macht oder der Gendarmerie gestellten oder auf Kriegsfahrzeuge gebrachten Kriegsgefangenen sind Vorschriften des 2. Teiles des Militärstrafgesetzes anzuwenden. Hat sich ein Kriegsgefangener der Mitschuld oder einer sonstigen Mitwirkung bei militärischen strafbaren Handlungen einer Person der bewaffneten Macht oder der Gendarmerie oder eines Kriegsgefangenen schuldig gemacht, so ist er nach den bei den einzelnen Militärverbrechen vorkommenden gesetzlichen Bestimmungen zu behandeln. Als vorgefetzter (Höherer) der Kriegsgefangenen ist auch eine mit der Stellung eines Vorgefetzten (Höheren) betraute Militärperson einer feindlichen Macht anzusehen.

Kinovorstellung im Marinekasino. Morgen findet um 5 1/2 Uhr nachmittags im Marinekasino eine Kinovorstellung statt.

Karten des südöstlichen und des nördlichen Kriegsschauplatzes in neuer Auflage. Bei Artaria u. Komp. ist die große Karte der zentralen Balkanländer zwischen Adria und Pontus (ganz Serbien, Bulgarien, Montenegro, Albanien, europäische Türkei und nördliches Griechenland) in Neuauflage erschienen, der nach authentischen Nachrichten die genaue Grenze zwischen Türkei und Bulgarien zeigt, wie sie im September d. J. zwischen den beiden Staaten vereinbart wurde. Die Karte ist außerordentlich reich beschreiben, 112:88 cm, Maßstab 1:864.000, Preis Kr. 3.—. Auch die große Generalkarte von West- und Innerrußland, welche die ganze Front von Kurland und Dlnaburg bis an die rumänische Grenze und weiters große Teile des Hinterlandes bis Moskau, Kiew und Odessa enthält, ist in neuer Auflage erschienen. Im Maßstab 1:1.500.000 gehalten, ist sie recht reichhaltig beschreiben und enthält auch die Abgrenzung der österreichisch-ungarischen und deutschen Generalgouvernements, welche gegenwärtig die Verwaltung des ehemaligen Kongreß-Polen führen. Format 120:87 cm, Preis Kr. 3.80. Beide Karten sind durch jede Buchhandlung sowie durch den Verlag Wien, 1. Bez., Rohlmärkt 9, zu beziehen.

Verloren. Ein türkischer Orden mit Schwertern ist im Arsenal verloren worden. Es wird gebeten, den Orden im „Cafe Mikamar“ abzugeben.

**Das Ende der rumänischen Kriegsheger.**

Selbst der misstrauischste Beobachter der Vorgänge, die sich in den letzten Wochen in Bukarest abgespielt

haben, — und es gibt in Deutschland und in den deutschen Kolonien Rumäniens sehr viele Leute, die von dem tiefsten Mißtrauen gegen jeden, auch den deutschfreundlichsten Staatsmann der Moldau und der Walachei, erfüllt sind — müssen zugeben, daß die Männer von der „Action Nationale“ ihr Spiel verloren haben. Seit der letzten großen Kraftanstrengung vom 26. Oktober, die an der endlich erwarteten Energie des Ministers Bratianu so kläglich gescheitert ist, sind die Herren um Filipescu und Take Ionescu sehr kleinlaut geworden; sie werden bald ganz verstummt sein.

In der Politik läßt sich das Verfahren jener Zirkusbesitzer, die zuerst die letzte, dann die allerletzte, endlich die allerallerletzte Vorstellung ankündigen, nicht bis in die Unendlichkeit fortsetzen. Im August, als die rumänischen Großgrundbesitzer, die ihre Getreidevorräte im Wert von einer Milliarde langsam auf den Feldern zugrunde gehen sahen, weil die Regierung ihre Ausfuhr verboten hatte, auffällig zu werden begannen, da hatten jene Männer, die für die Sorgen der Landwirte keinen anderen Trost als den, daß in wenigen Wochen die Dardanellen geöffnet werden würden, und der rumänische Reichtum sich dann auf der altgewohnten Straße durchs Schwarze Meer über den Weltmarkt ergießen könnte. Die Siegeszuversicht, mit der zum Beispiel Filipescu jedem, der ihn besuchte, die Eroberung versprach, war so groß, daß selbst viele Einsichtige sich durch sie überzeugen ließen. Da nun diese ihre letzte Hoffnung sich nicht erfüllt hat, die Dardanellenexpedition sich vielmehr als eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte der englisch-französischen Kriegsunternehmungen erwiesen hat, versuchen sie den Mut ihrer immer mehr zusammenzuschmelzenden Gefolgschaft durch die Versicherung zu beleben, daß in wenigen Wochen die Bulgaren gegen die ihnen so wohl bekannte Tschatakschakinte marschieren und vom Lande her die Türken aus Europa vertreiben würden. Kaum hatten sie das mit nicht geringerer Sicherheit prophezeit als die Forcellerung der Dardanellen, da erklärten die Bulgaren den Serben den Krieg. Nun verkündeten die Uermüdblichen ihre allerletzte Hoffnung und erklärten jeden, der an ihrer Erfüllung zweifelte, für einen unheilbaren Idioten. Sie sagten, daß ein Heer von einer halben Million englischer und französischer Soldaten durch Griechenland, ein paarhunderttausend Italiener durch Montenegro oder Albanien nach Serbien marschieren und den verbündeten österreichischen, deutschen und bulgarischen Armeen ein klägliches Ende bereiten würden. Es sei aber nun die höchste Zeit, daß auch Rumänien eingreife, denn sonst würde ihm die letzte Möglichkeit, seine nationalen Wünsche erfüllt zu sehen, verschlossen werden. Und während sie im Inlande, wo doch nach einem alten Sprichwort selbst besser unterrichtete Propheten nichts gelten, sich vergebens bemühten, das verlöschende Feuer der Kriegsbegeisterung anzublasen, täuschten sie dem Auslande durch Briefe und Zeitungsartikel vor, daß das rumänische Volk von einer nicht mehr zu bändigenden Kriegslust erfüllt sei, und nur eine landesvertretende Regierung, die vor jeder kühnen Initiative zurückschrecke, das von maßloser Ungebuld besessene Heer und die rumänischen Bauern, die keinen anderen Wunsch hätten, als zu marschieren, das alle beherrschende Nachgefühl künstlich niederhalte. Um diese ihre wider besseres Wissen aufgestellte Behauptung zu erhärten, veranstalteten sie jene Straßendemonstration, bei der es in der Calea Victoriei um Blutvergießen kam und der alte Filipescu die denkwürdigen Worte sprach: „Ich habe den alten Bratianu gestürzt, ich werde auch den jungen stürzen.“ Da er aber bis zum heutigen Tage noch nicht die geringsten Anstalten getroffen hat, um dieses Versprechen zu erfüllen, an das, weil es nun wirklich das allerletzte war, nur die Straßensungen noch glaubten, die unter dem Balkan des interventionistischen Klubs sich gebärdeten, wie sich eben Straßensungen aufzuführen pflegen, so haben die Herren von der nationalen Aktion, wie längst im Inlande, so auch im Ausland den letzten Rest ihres Kredites verloren.

Auch in Paris und in London, in Petersburg und in Rom ist die von ihnen so wütend als Ulge gebrauchte Wahrheit nun endlich durchgedrungen, die Wahrheit, daß die rumänischen Interventionisten mit der angeblichen Kriegsbegeisterung des rumänischen Volkes mit dem entgegengesetzten Erfolg ganz denselben Schwimbel getrieben haben, wie ihre Blutsverwandten in Rom, deren „Lorbeer“ sie nicht schlafen ließen. Unter den Balkanvölkern gibt es in Wirklichkeit kein einziges, das so wenig kriegerische Neigungen hat, wie das rumänische. Die Bevölkerung ist zwar — und das versichern auch Männer wie Carp und Marghiloman — durch Erziehung, Sprachverwandtschaft und langjährige Gewohnheit durchaus französischfreundlich gesinnt. Die leitenden Staatsmänner sind durch mannigfache Beziehungen geschäftlicher und familiärer Natur mit Frankreich verbunden. Auch im Hause Marghilomans wird französisch gesprochen, französische Diener fernieren bei Tisch, seine Kinder sind von französischen Erziehern unterrichtet worden. Aber wie so viele andere zärtliche Verwandte sich nur deshalb lieben, weil die räumliche Trennung sie verhindert, die ruhigen Kreise ihres Daseins gegenseitig zu stören, so glüht auch in der Brust des gebildeten Rumänen — und er ist es, der in Rumänien herrscht —



die Flamme der Franzosenliebe nur deshalb, weil es keine rumänisch-französische Grenze gibt.

Daß diese Flamme ein stilles Herbfener bleibt, daß sie nicht das ganze Staatsgebäude ergreift, dafür sorgt schon der niemals ausgerotete Haß, den jeder politisch denkende Rumäne seit dem großen Betrug von 1878 gegen Rußland im Herzen trägt. Aus dem Parallelogramm der nationalen Strömungen ergab sich als Resultante die Neutralität. Darum war der Kampf der Parteien der nationalen Aktion wie der Kampf gegen ein Naturgesetz. Man darf ihn heute als beendet ansehen. Die Zeitungsartikel in Filipesco's „Evoca“ und in Take Ionescu's „Adeverul“ sind nur noch Rückzugsgefechte. Der beste Beweis dafür, daß dieser Kampf aussichtslos geworden ist, daß hinter der lang verschleierte Friedensliebe des Ministeriums Bratianu die große Mehrheit der rumänische Kammer steht, daß die Vertreter der interventionistischen Parteien in der Regierung einflußlos geworden sind, kündigt aus der jetzt eingetroffenen Nachricht entgegen, daß der Ministerpräsident, den Filipesco stürzen wollte, die Zeit für gekommen hält, selbst zum Angriff überzugehen. Er hat sich während des ganzen Krieges in der Defensive gehalten. Jetzt hat er vor Abgeordneten, Senatoren und Präfekten die Politiker vom Schlage der Take Ionescu zum erstenmal beim richtigen Namen genannt. Er hat sie als gewissenlose Abenteurer bezeichnet und droht mit der Veröffentlichung von Dokumenten, durch die er ihnen etwas wie einen Vaterlandsverrat nachweisen kann. Diese Drohungen sind für den, der rumänische Zustände kennt, nichts anderes als Warnungen, welche durch die bevorstehende Eröffnung des Parlaments veranlaßt sind. Sie werden die Wenigen, die im Inlande und im Auslande noch an dem vollkommenen Scheitern der interventionistischen Bewegung in Rumänien zweifeln, davon überzeugen, daß es eine irgendwie wirksame Opposition in der rumänischen Kammer nicht mehr geben wird. Denn in Rumänien hat die Drohung mit kompromittierenden Aktenstücken ihre Wirkung noch nie verfehlt, wenn sie gegen Leute gerichtet war, die ein so schlechtes Gewissen haben wie die beiden Führer der rumänischen Kriegspartei. („Frankfurter Zeitung.“)

**Das Elend der Vertriebenen in Rußland.**

Sofia Casanova, eine in Polen verheiratete spanische Literatin, schreibt dem „ABC“ aus Minsk erschütternde Berichte über das Elend der russischen Vertriebenen, denen sie nach dem Verlassen Warschaws im August begegnet ist. Daß die Frau nicht gegen Rußland voreingenommen ist, mag daraus hervorgehen, daß sie als Ausgang des Weltkrieges England und Deutschland sich die Wage halten sehen möchte, um die Ruhe und Unabhängigkeit der kleinen Völker Europas gesichert zu wissen.

Hinter Baranowice sieht sie von fern das harte Profil des Großfürsten Nikolajewitsch, gefolgt von seiner bunten Leibwache von Tscherkessen, und verläßt dann die europäische Landstraße, um auf den elenden russischen Wegen endlosen Zügen Vertriebener zu begegnen, die, wie sie sich ausdrückt, beschränkte und erbarmungslose Befehle des Petersburger Mandarins nach dem Norden Rußlands drängen, Hekatomben gleich, die sich nur mit den biblischen vergleichen lassen. Sie bleibt stumm vor der Aufgabe, den Auszug von drei Millionen Menschen aus 1000 Ortschaften durch die russischen Wälder und Täler zu beschreiben, da dazu ein Dante gehört. Von früherer Dämmerung an stuteten mit elendem Hausrat, Kindern und Kranken beladene Karren über die endlosen Wege, begleitet von schwankenden, weinenden Männern und Frauen. Aermliche Laubfeuerchen wärmten die elenden Speisereise; unter Bäumen dränge man sich zusammen, um die Herbstnächte im Regen zu verbringen. Die Kindersterblichkeit sei entsetzlich; manche erstarrten zwischen den Rissen der Wagen, andere erlügen dem Typhus und dem Durchfall. Taumelnd, mit vor Hunger und Schrecken geweiteten Augen wanderten hartfüßige Kleine, vergeblich an ihrer Hand saugend, über die Straßen. Gruppen unter sich unbekannter Leute machten zusammen mit ihrem ausgemergelten Vieh den Weg. Wer tot zusammenbreche, bleibe liegen und werde nicht einmal begraben, und unzählige befallte dieses Schicksal, so daß trotz neuen Zuguges die Gruppen nie anschwollen. Kranke würden mit Gewalt von ihren Familien getrennt und müßten zurückbleiben; wer sich weigere, weiterzuwandern, den treffe unbarmherzig die Knute der Kosaken. Sie habe eine Soldatenfrau getroffen, die, ihr vierjähriges Kind an der Hand, 400 Kilometer gewandert sei; auf einem Karren habe ein achimonatiges Kind gelegen, das ein Vater beim Begräbnis seiner Tochter auf dem Grab einer Choleraopferin verlassen gefunden und an sich genommen habe. Ein Blinder, von seiner Frau geführt, habe mit Schauern den Augenblick erwartet, wo diese ihn verlassen werde. Fünf deutsche blonde Kolonistenkinder hätten mit anderen Leuten unter einem Zeltoverhang gesessen, getrennt von ihren Eltern, deren Spur sie verloren hätten. Aus Wasserläden, in denen verendete Tiere die Luft mit Pestgeruch erfüllten, habe sie Kinder Wasser schöpfen sehen. Man habe ihr erzählt, daß in

der Gegend von Kobren nach Pinsk auf 120 Kilometer in der Runde viele Tausende Leichen von an der Cholera Verstorbenen unbeerbt auf offenem Felde lägen. Während des Rückzuges des 13. Armeekorps aus Brzesc hätten die zurückstuhenden Truppen erbarmungslos lange Züge von Vertriebenen überrannt. Ueber Alte und Schwache seien Pferde und Geschütze gegangen. Kinder und Eltern, Mann und Frau seien getrennt worden, ganze Familien umgekommen.

Ueber das Gewirre des Zusammenstoßes habe ein Zeppelin Bomben geworfen, und die Szene sei derartig grauenhaft gewesen, daß ein Mann, als er sah, wie ein Offizier sein verwundetes Pferd niederschloß, diesem zugerufen habe: Erbarme dich meiner und mache mit mir wie mit deinem Pferde. In Minsk habe eine Mutter von vielen Kindern eines ihrer Kleinen vier Tage lang nicht beerdigen können, weil sie nicht die Förmlichkeiten zu erfüllen wußte, die man auf der Polizei von ihr verlangt habe. Sie ließ schließlich den kleinen Körper in der Kirche, und der katholische Pfarrer half sich damit, ihn im Grab eines österreichischen Kriegsgefangenen mit zu bestatten. In dieser Stadt, versicherte Sofia Casanova der Arzt, dem die Fürsorge der Vertriebenen aufgetragen war, daß alles, was die Semstwo's und polnischen Abordnungen täten, sozusagen nutzlos sei, weil es einen Tropfen Wasser im Meer bedeute. Es fehle an Organisation, an Verkehrsgelegenheiten und an Personal, das Lebensmittelverteilung und Gesundheitswesen regle. Die Leute schleppten sich totkrank in die Wälder, um nicht interniert zu werden. Der Arzt habe in einem Schuppen fünf cholerakrankt Abkömmlinge deutscher Kolonisten getroffen, als Ueberbleibsel von 100 Schicksalsgenossen, die sich dort verborgen hätten. Die Semtwos hätten zwar Geld, aber weder Lebensmittel, noch Arznei noch Pfleger. Man wisse keinen Rat, lasse aber die Polen nicht schaffen. Die Vertriebenen hätten ihre Scholle nicht verlassen wollen, seien aber mit Knutenstrichen aus ihren Häusern gejagt worden, verfolgt von dem entsetzlichen Befehl des Heeres, alles auf dem Rückzuge zu zerstören und zu verbrennen. Eine Frau, die ihre Kinder im wörtlichen Sinne verloren hatte, und an deren Rücken eine blinde Mutter hing, erzählte, daß sie nach langer Wanderung auf freiem Felde in einen Zug verladen werden sollte, daß die schwerfällige Blinde sie aber verhindert habe, rechtzeitig einen Platz zu erreichen, und daß der Zug abgefahren sei, sie wisse nicht, wohin. Die Frau habe angedeutet, daß sie ihre Mutter verlassen müsse, um ihre Kinder zu suchen, und die Alte habe gefleht und gewünscht, aus Furcht, von den Wölfen gefressen zu werden.

Neben dem Bahnhof von Minsk, wo Haufen Unglücklicher tage- und wochenlang in Kälte und Regen einen Zug erwarteten, werde der ganze Linien der Stadt abgeladen und bilde eine schreckliche Gesundheitsgefahr. Es sei an der Tagesordnung, nach begonnener Reise die Lokomotiven abzukoppeln und die Wagen mit ihren Insassen unterwegs ihrem Schicksal zu überlassen. Millionenwerte von Gepäckstücken seien hierbei schon verloren worden. Man habe ihr zwei Telegramme gezeigt, dem einen nach seien auf der Strecke von Sluski 20 Leichen aus einem Zuge geworfen worden, die niemand beerdige, dem anderen nach herrsche auf dem Stary drog, dem alten Weg, eine ungeheure Sterblichkeit. Die Wege seien voller Kranken und Toten. Pflege fehle, man flehe um Hilfe.

Sofia Casanova bemerkt zum Schluß, daß sie viel mehr gesehen habe, als sie erzähle, daß es fortgesetzt mehr Schrecken gebe, als sie in Umrissen gezeichnet habe, daß sie aber nicht den Mut besitze, alles zu schildern.

**Aufruf.**

Ein Jahr des Krieges, ein Jahr allgemeinsten Opferwilligkeit hat gezeigt, welch festes Band die Nationen unseres ruhmvollsten Vaterlandes umschlingt. Wenn wir heute unbezwingbar und stärker als jemals dastehen, so danken wir diesen herrlichen Erfolg in diesem Völkerringen unserer glorreichen Armee und nicht an letzter Stelle unseren braven Unteroffizieren und Soldaten.

Es ist unsere heiligste Pflicht, für diese Braven zu sorgen, wir müßten und können unsere Dankeschuld an diese Tapferen abtragen, wenn wir nach Möglichkeit deren Zukunft sichern. Wer bereit war, sein Blut und Leben für Kaiser und Reich zu geben, wer in treuer Pflichterfüllung für unser Vaterland gekämpft hat, wird auch im friedlichen Wettbewerb seinen Mann zu stellen wissen.

Das gefertigte Ergänzungsbezirkskommando ersucht, bei Verleihung von Anstellungen kriegsinvaliden Unteroffizieren und Mannschafspersonen mit entsprechender Qualifikation — sofern in erster Linie zu berücksichtigende Bewerber aus dem Stande der mit dem Zertifikate oder Bescheinigung betrauten Unteroffiziere nicht vorhanden sind — vor allen anderen Bewerbern den Vorzug zu geben. Es wird höflichst ersucht, solche zu besetzende Stellen unter Benützung der Anmeldeformular, welche bei dem k. k. Statthalterkreise in Trieste und bei allen k. k. Bezirkshauptmannschaften erhältlich

sind, unverweilt dem Militärkommando Graz bekanntgeben zu wollen.

Zur Orientierung erlaube ich mir noch anzufügen, daß bis zur Demobilisierung überhaupt nur ursächlich der Invalidität aus dem Militärdienste ausscheidende, nicht mehr militärpflichtige Bewerber in Betracht kommen können, daher mit einer Nachfrage seitens Kriegsinvalider in größerem Maßstabe erst mit der Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit derselben, also vielfach erst in einem späteren Zeitpunkt zu rechnen sein wird.

Vom k. u. k. Kriegsmarine-Ergänzungsbezirkskommando Trieste in Radkersburg.

Schmidt m. p., Fregattenkapitän.

**Allerlei.**

**Wann wurde der erste Mobilisierungsplan im Frieden ausgearbeitet?** Es ist wohl allgemein bekannt, daß in allen Staaten, in denen eine moderne Organisation der Wehrmacht besteht, auch in normaler Friedenszeit Mobilisierungspläne ausgearbeitet werden, wodurch im Falle des Kriegsausbruches die Armee in möglichst kurzer Zeit für die kriegerischen Operationen fertiggestellt wird. Es sei an dieser Stelle erwähnt, daß der erste Mobilisierungsplan in Oesterreich-Ungarn auf Befehl des Kaisers Josef II. ausgearbeitet wurde. Kaiser Josef entfaltete schon zur Regierungszeit der Kaiserin und Königin Maria Theresia als Mitregent und Kronprinz eine außerordentliche Tätigkeit bezüglich der Heeresorganisation. So wurde in den österreichischen Ländern schon in den Jahren 1768 bis 1781 die Konfiskation, der erste Schritt in Einführung der Wehrpflicht, an Stelle der früheren Anwerbung eingeführt (in Ungarn erst 1800). Die Territorialkommandos, die unter dem Namen „Generalkommandos“ 1719 für Böhmen, Mähren und Schlesien errichtet worden waren, wurden zur Regierungszeit Maria Theresias und Josefs II. auch für die übrigen Länder Oesterreichs und Ungarns aufgestellt. Noch zur Regierungszeit Maria Theresias, im Jahre 1779, wurde auf Befehl Josefs II. ein Mobilisierungsplan von den Generalkommanden ausgearbeitet. Dieser Plan sollte die Erfordernisse jedes Regiments, deren Vorbereitung im Frieden und die sofortige Beschaffung und Fassung im Kriege genau feststellen; bezüglich der Einziehung der Beurlaubten, der Aushebung der Rekruten, der Fassungen von Munition, Waffen, Feldgeräten; ferner wurden die Bestimmungen hinsichtlich der Zahl und der Uebernahme der Patronen, der Fassung von Fuhrwerken, der Beschaffung von Reit- und Zugpferden usw. festgesetzt. Außerdem wurde aber in jedem Generalkommando eine Marschroutenkarte angelegt, damit im Kriegsfalle jede Truppe auf dem kürzesten Wege auf den Kriegsschauplatz abgesendet werden könne. Hierzu mußten aber schon die Regimenter die Daten im Bereiche ihrer Dislokation sammeln, ferner die Beschreibung der Unterkunft- und Ressourcenverhältnisse ihres Rayons liefern. Zum Mobilisierungsplan kam dann auch noch die Beschreibung der Bevölkerung und der Konfiskation des Pferdebestandes der einzelnen Länder hinzu.

**Seit wann trägt das österreichisch-ungarische Heer die offizielle Bezeichnung „kaiserlich königlich“?** Es ist wohl allgemein bekannt, daß die Truppen, die in den zum römisch-deutschen Reiche gehörenden habsburgischen Erblanden ergänzt wurden, in früheren Zeiten — so im Dreißigjährigen Kriege — als „kaiserlich“ bezeichnet wurden. Als der Gemahl Maria Theresias, Franz Stephan von Lothringen, zum römisch-deutschen Kaiser gewählt worden war, nahm das Heer im Jahre 1745 die Bezeichnung „kaiserlich königlich“ an, und zwar „kaiserlich“ mit Bezugnahme auf die Krone des römisch-deutschen Reiches, „königlich“ aber mit Bezugnahme auf die königlichen Kronen, die kraft der pragmatischen Sanktion Maria Theresia und ihre Nachfolger in Ungarn und in Böhmen tragen. Im Jahre 1804, als Kaiser Franz I. den österreichischen Kaiserthron schuf, wurde die Bezeichnung „kaiserlich“ auf den Begriff der, bei Wahrung aller Landesrechte, doch das ganze Herrschaftsgebiet der Dynastie umfassenden Kaiserwürde übertragen, während die Bezeichnung „königlich“ den bereits bestehenden Begriff unberührt beibehielt. Das Heer war folglich auch weiterhin „kaiserlich königlich“. Die Abänderung in „kaiserlich und königlich“, als Bezeichnung des der dualistischen Monarchie angehörenden Heeres, erfolgte bekanntlich im Jahre 1889.

**Schiffbau-Studien in Amerika.** Trotz der ungewissen zukünftigen politischen Verhältnisse in China, wo Suanhschikal bekanntlich anstrebt, die Kaisermacht zu erringen, wird in diesem Reiche dennoch an der Reorganisation und Modernisierung der Wehrmacht viel gearbeitet. Die Studien der maritimen Fächer werden insbesondere im Auslande betrieben. Schon seit längerer Zeit befindet sich eine aus Seeoffizieren bestehende schiffbauische Abordnung zum Studium der Unterseeboote in Amerika. Vor kurzem ist nun auch eine ziemlich bedeutende Anzahl von Ingenieuren in die Vereinigten Staaten von Amerika entsendet worden, um dort Schiffbau-Studien zu betreiben.



## Am rotes Gold.

Roman von Erik Friesen.

25

Nachdruck verboten.

Woher die schlichterne Frau Wilhelmine den Mut nahm, so zu dem vornehmen Fremden zu sprechen — sie begriff es später selber kaum. Lord Roberts' schlauer Kopf aber, der stets aus jeder Lage Vorteil zog, erfaßte sofort, daß vielleicht auch hier etwas herauspringen könnte. So erwiderte er mit leichter, weltmännischer Verbeugung und seinem leutseligsten Gesicht:

„Mit Vergnügen folge ich Ihrer lebenswürdigen Einladung, Madame. Ich spüre tatsächlich so etwas wie Appetit.“

Abrian van der Straaten, der voll sichtbaren Mißvergnügens dem Drängen seiner Frau zugehört hatte, knurrte etwas Unverständliches in seinen struppigen Bart. Als aber Frau Wilhelmine ihren Gast umständlich ins Zimmer nötigte und Lord Roberts auch wirklich Zylinderhut und Stock wieder ablegte — da raunte er der Verblüfften erbittert zu:

„Nun kannst du ihn auch allein unterhalten. Warte nicht auf mich! Ich gehe aus. Guten Appetit!“

Und nahm seine Mütze und verschwand.

Lord Roberts schien sich nicht im geringsten durch die Unhöflichkeit des Hausherrn berührt zu fühlen. Gnädig lächelnd ließ er sich an dem feierlich geschmückten Tischtisch nieder.

Während sein verwöhnter Gaumen widerwillig das frugale Mahl über sich ergehen ließ, plauderte Frau Wilhelmine lebhaft drauflos. Die arme Frau war ganz glücklich, einmal einen Gast an ihrer knappen Tafel zu haben.

Und was für einen!

Gerade versuchte sie, mit bewundernswerter Zungen-geläufigkeit die „großen Vorzüge“ ihres Mannes ins hellste Licht zu rücken — er selb zwar ein bißchen Brumm-bär, ein bißchen Sonderling, ein bißchen Menschenfeind, ihr guter Abrian, aber sonst ein Prachtmensch — „und aufrichtig und ehrlich ist er, Mylord, Sie glauben gar nicht, wie schön und ein weiches Herz hat er, keine Fliege kann er töten; ich glaube, eher würde er sich den eigenen Finger abhacken!“ — — da meldete sich nebenan im Kinderzimmer der kleine Johnny. Er schrie so lange, bis die Mutter hinging und ihn aufnahm. Fürsorglich hüllte sie die fieberheißen Gliederchen in ein Tuch und kehrte mit dem Kinde auf dem Arm zurück.

„Ihr Jüngstes?“ bemerkte Lord Roberts anerkennend. „Wie hübsch der Kleine ist!“

„Nicht wahr?“ lächelte die erfreute Mutter, die in ihrer Sorge gar nicht gewahr geworden war, daß ihr Gast ihr Herzblatt gar nicht angeguckt hatte. „Und wenn Sie ihn erst sehen würden, wenn er gesund ist, Mylord! Es hat nämlich Fieber, das arme Goldkind!“

„Oh —!“ machte Lord Roberts mit teilnahmepollem Schmerz in der Stimme. „Sie haben doch schon zum Arzt geschickt?“

Frau Wilhelmine wurde rot. Dann faßte sie sich ein Herz und erwiderte dreist:

„Nein, Mylord. Ich möchte wohl — aber ich hab' kein Geld.“

Lord Roberts unterdrückte ein hartes Wort. Es ärgerte ihn, daß er im Hause des Direktors der Goldminengesellschaft Fortuna gar so ärmlich zuing.

„Ich weiß, weshalb Sie meinen Mann aufgesucht haben. Wegen des Hauses!“

„Wegen des — Hauses?“

„Nun ja. Ich weiß, daß Abrian einen ganzen Haufen Geld zusammengespart hat und daß er damit ein großes Haus kaufen will. Er kann sich nur noch immer nicht von seinem Gelde trennen. Aber wenn Sie ihn gut zureden, Mylord, wenn Sie ihn richtig zu nehmen wissen —“

Lord Roberts hatte keine Ahnung, wo hinaus die Frau mit ihren Andeutungen wollte. Es interessierte ihn auch nicht im geringsten. So faßte er ablenkend eines der heißen Kinderhändchen und meinte vorwurfsvoll:

„Also Sie wollen nicht zum Arzt schicken, Madame?“

Frau Wilhelmine schluckte ein paarmal, bevor sie zögernd erwiderte:

„Ich — kann nicht. Wir schulden dem Doktor schon zwanzig Pfund Sterling.“

Lord Roberts dachte ein paar Sekunden nach. Dann fragte er kurz:

„Wie heißt Ihr Arzt?“

„Dr. Hamilton. Nur ein paar Häuser weiter — Strandstraße Nr. 36.“

„So fol' mein Weg führt mich an dem Hause vorbei. Ich werde einmal bei Dr. Hamilton vorsprechen. Adieu, Madame! Besten Dank für Ihre freundliche Bewirtung!“

Mit vielen Anzügen geleitete Frau Wilhelmine ihren Gast hinaus.

Als sie ins Zimmer zurückkehrte, war ihr nicht ganz behaglich zumute. Hatte sie recht getan, dem fremden Herrn Einblick in ihre traurigen Verhältnisse tun zu lassen? Hinter dem Rücken ihres Mannes?

Ihr Gewissen bagen sich zu regen. — Da öffnete sich behutsam die Tür. Sechs flachs-blonde Kinderköpfe lugten durch die Spalte.

„Ist er fort, Mamachen?“

„Ja, Kinder.“

„Ach, wie gut das hier riecht! Oh, und Kuchen ist auch da!“

Bald faßen alle Kinder um den Tisch und naschten an dem Teekuchen herum, während Frau Wilhelmine Klein-Johnny, der schon wieder weinte, zu beruhigen suchte.

Plötzlich wieder Läuten draußen an der Haustür. Frau Wilhelmine erschrak. Wer konnte das nun wieder sein! Abrian hatte doch den Drücker mit!

„Hansl, sie mal rasch nach!“

Der Knabe verschwand und kehrte mit einem verschlossenen Kuvert zurück.

„Für dich, Mutter. Ein Bote gab ihn ab. Antwort wäre nicht nötig.“

Mit einem seltsamen Gefühl des Unbehagens drehte Frau Wilhelmine den Brief, der ihre Adresse trug, in den Fingern hin und her. Dann schnitt sie, beobachtet von sechs Paar erwartungsvollen Augen, fast ängstlich das Kuvert auf.

Ein Schrei der Überraschung sprang von ihren Lippen; denn eine Anzahl Banknoten flatterte auf den Boden.

„Hansl, Mary! Vorsichtig! Hebt sie sorgsam auf! Willst du die Finger wohl davon lassen, Paulchen! Du zerreibst sie ja!“

Frau Wilhelmines Backen waren heiß gerötet vor Aufregung. Sie bemerkte gar nicht, daß das Kuvert noch etwas enthielt. Bis die zehnjährige, verständige Mary eine Visitenkarte herauszog.

„Hier, Mutter! Was Geschriebenes!“

Und Frau Wilhelmine las:

„Ich schulde Ihrem Gatten vierzig Pfund Sterling und regele hiermit die Angelegenheit. Habe soeben den Arzt bezahlt und übermittle Ihnen anliegend den Rest.“

Edward Roberts.“

Die Visitenkarte entglitt den bebenden Fingern der Frau. Freudentränen stiegen ihr in die Augen.

Zwanzig Pfund Sterling! Davon konnte sie den Schlächter bezahlen und den Bäcker und den Zucker- und Teelieferanten! Und behielt auch noch ein paar Pfund für die Wirtschaft übrig! ... Sie wagte es noch gar nicht zu glauben — das Glück ...

„Mutter! Was hat Johnny!“ rief plötzlich die kleine Mary sie aus ihrer freudigen Überraschung. „Er hat ganz rote Flecken im Gesicht und schlägt mit den Händchen um sich!“

Frau Wilhelmine schrie auf. Die Kinder weinten. Polly stürzte heulend aus der Küche herbei, das Kindermädchen aus dem Kinderzimmer — —

Vorbei alle Freude, aller Jubel. Klein-Johnny lag in Krämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

# Abadie- und Jacobi- Hülisen

sowie -Zigarettenpapier,  
Schreibmaschinenbänder,  
Kohlenpapiere, Hekto-  
graphenblätter u. Tinte,  
chinesische Tusche,  
Stempelkissen, Reißnägel

zu haben bei

**Jos. Krmpotic**  
Pola, Custozaplatz 1